

Nr. 254 — Bydgoszcz / Bromberg, 5. November — 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(26. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Martha Flink denkt angestrengt nach, sie weiß doch am besten Bescheid, wo es Blumen gibt in Petrosavodsk, aber sie kann sich nicht erinnern, irgendwo so schöne Rosen gesehen zu haben.

Schließlich sagt Natascha, sie wisse wohl, wo man Blumen an den Fenstern sehen könne, aber es sei ja jetzt, nach dem, was heute vorgefallen sei, richtig lächerlich, auch nur daran zu denken.

„Wo denn, Natascha?" drängt Brita in sie.

„Am Kulturhaus." Sie sagt das so leise, als ob sie sich beinahe schäme, das Wort in den Mund genommen oder überhaupt nur daran gedacht zu haben.

„Ach, am Kulturhaus!" Brita macht eine verächtliche Bewegung mit ihrer Hand.

Aber das Rätselraten geht weiter.

„Martha, wo sollen wir sie jetzt hinstellen? Sie brauchen doch Wasser.

Die beiden Frauen suchen in der Küche, Brita hört Geschirr klingen und Blech klingen, und schließlich hat Martha Flink eine Milchkanne aus Aluminium in der Hand und schaut sie lange an und schaut dann auf Natascha und Natascha nimmt sie auch in die Hand und wendet sie hin und her und betrachtet sie von allen Seiten und schüttelt den dünnen runden beweglichen Griff, als ob sie sagen wollte: der paßt ja nun eigentlich gar nicht recht. Martha Flink sieht ihr dabei zu, aber nun stellt Natascha die Milchkanne auch schon neben den Eimer und hebt ihn hoch und läßt das Wasser daraus in die Kanne laufen.

Martha Flink geht als erste in das Zimmer.

„Wir haben etwas für die Rosen gefunden", sagt sie und ihr Gesicht strahlt vor Freude.

Natascha kommt mit der Kanne und schleppt einen Stuhl herein und stellt ihn in die Ecke vor das Fenster.

„Du willst sicher die Blumen immer vor dir sehen, dort stehen sie am besten, da brauchst du dich gar nicht erheben, wenn du sie ansehen willst", sagt Natascha. Sie nimmt die Rosen aus Britas Händen und hebt sie vorsichtig in die Kanne hinein und stellt die Kanne auf den Stuhl.

Brita kann jetzt die Rosen wirklich vor sich sehen, ohne sich erheben zu müssen. Sie braucht nur ihren Kopf etwas zur Seite zu wenden.

„Die Kanne sieht ja nicht gut aus", sagt sie dann.

„Nun fällt mir etwas ein", sagt Martha Flink und sie zwinkert ganz spitzbübisch mit den Augen und geht in die Küche und von dort auf den Flur und schließt die Tür hinter sich zu.

„Wo geht sie nur hin?" Britas Stimme zittert schon wieder in leiser Angst.

„Sie wird schon etwas wissen", sagt Natascha und setzt sich auf den Stuhl, der schon vorher neben dem Bett stand.

Jetzt kommt Martha Flink herein und hat etwas Hellgrünes in der Hand und geht auf die Rosen zu und hantiert an der Kanne herum.

Schließlich dreht sie sich um und stellt sich daneben und deutet darauf und sagt: „So ist es doch besser?"

„Ja, wirklich Martha, das sieht ja aus wie Kreppapier, was ist denn das jetzt, wo hast du denn das her?"

Martha Flink holt tief Atem und nickt mehrmals mit dem Kopf und sagt: „Man muß nur seine Augen auf haben, dann findet man alles, was man im Leben braucht. Ich habe schon oft gesehen, wenn ich bei Tag hier durch den Flur gekommen bin, bei Tag sieht man ja wenigstens etwas und ich wußte jetzt in der Dunkelheit ganz genau, wo ich hingreifen mußte, ja, ich habe also schon oft gesehen, daß im Flur die Tapete überall zerrissen ist und an manchen Stellen in großen Stücken herunterhängt. Es war früher sicher einmal eine schöne grüne Tapete, jetzt ist sie natürlich gar nichts mehr wert, aber zu etwas ist alles zu gebrauchen. Ich habe eins von den großen Stücken heruntergerissen und habe es dann abgebürstet und zurechtgeschnitten und es jetzt mit Wolle um die Kanne gebunden — es sieht gar nicht schlecht aus." Martha Flink betrachtete sich ihr Werk mit wohlgefälligen Augen.

„Es sieht wirklich gut aus", sagt Brita und schaut mit ernsten Augen auf die Rosen. „Es sieht sogar sehr gut aus, Martha, es könnte gar nicht besser sein. Was sagst du dazu, Natascha?"

Natascha hat die Hände in den Schoß gefaltet und kann ihre Blicke gar nicht mehr von den Blumen wenden.

„Nein, so etwas!" sagt sie schließlich. „So etwas Schönes habe ich schon lange nicht mehr gesehen, jetzt schauen die Rosen oben heraus als ob sie aus lauter grünen Blättern herauswüchsen, es ist wirklich wie in einem Garten. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich das noch einmal sehen könnte. Michael hat Blumen immer sehr gern gehabt und oft, wenn er vor dem Kriege Zeit gehabt hat, ist er an Sonntagen vor die Stadt gefahren und hat abends Blumen mit nach Hause gebracht, natürlich, man braucht ja deswegen nicht vor die Stadt zu fahren, man hat ja jeden Tag auf dem Markt Blumen haben können, soviel wie man nur gewollt hat. Aber Michael hatte nun einmal seine Freude daran. Wenn er aber das jetzt noch gesehen hätte, ach, ich glaube, er hätte geweint! Und sicher hätte er ein Gedicht darauf gemacht. Nein, so etwas!"

„Martha", sagt Brita nun, ihre Stimme ertönt jetzt warm und ruhig, „du hast jetzt den ganzen Tag nichts gegessen und Natascha ist sicher auch hungrig und auch ich möchte etwas haben. Wir müssen das nehmen, was ich habe, aber du kannst morgen etwas mehr kaufen, Martha, ich habe heute nicht daran gedacht — nein, du nicht, Martha, da wäre ich ja allein. Natascha kann mir das morgen besorgen. Schlage jetzt die Eier ein, die noch da sind, und schneide das Brot und gib uns Tee!"

Natascha will auch aufstehen, sie möchte Martha Flink behilflich sein, aber Brita hält sie zurück.

„Martha wird allein fertig, sie ist wirklich wie ein junges Mädchen."

Natascha setzt sich wieder und schaut auf das Kind.

„Er ist sehr ruhig."

„Ja."

„Die meinen waren nicht so."

„Er wird schon noch schreien."

„Freust du dich?"

„Heute freue ich mich und weiß doch eigentlich nicht, warum ich mich freuen soll. Was soll jetzt aus uns werden?"

„Sergej wird mir sagen, wohin sie gekommen sind."

„Wenn man das nur wüßte! Aber es ist überall dasselbe, ich weiß es ja." Langsam rinnen ruhige Tränen aus den Augen. „Ach, Natascha, warum leben wir überhaupt noch?"

„Wenn die Kinder älter sind, wird es schon wieder besser."

„Die Kinder!" Brita macht eine müde Handbewegung.

Natascha fährt sich mit den Fingern über die Augen.

Aus der Küche hört man das emsige Hantieren Martha Flinks.

10.

Brita hat das Wochenbett gut überstanden. Aber Brita ist sehr mager geworden, sie ist nur froh, daß sie dem Kleinen so viel Milch geben kann. Jetzt müßte sie ein kräftiges Essen haben, auch einen Schluck Rotwein dazwischen, aber das alles hat sie nicht. Sie könnte sich für teures Geld etwas kaufen, aber sie will das letzte Geld, das sie besitzt, zusammenhalten, sie weiß ja nicht, wie es jetzt werden soll. Sie sitzt oft stundenlang mit dem Kleinen auf dem Schoß am Tisch und schaut Martha Flink zu, die geschäftig herumhantiert und immer wieder etwas zu tun findet.

Immer noch weiß sie nicht, wohin Axel und die anderen gebracht worden sind, er selbst kann natürlich keine Nachricht geben, aber auch Sergej, der doch sonst alles weiß, hat es nicht erfahren können. Die Schiffer hätten es ihm wohl gesagt, wenn sie es selbst gewußt hätten, aber sie konnten ihm nur sagen: wir sollen in See stechen und erst draußen auf der Höhe werden wir hören, wohin wir das Ruder werfen sollen. Sergej hatte wirklich alles versucht, er war eines Nachts sogar zu den Silvings gegangen, die jetzt in einer fürchterlichen Enge bei Bekannten hausen mußten, bis auch über ihr Schicksal entschieden werden sollte. Aber auch die Silvings konnten nichts sagen, sie wußten ebensowenig wie Brita. Sie ließen durch Sergej grüßen und zu Brita sagen, sie solle sich tapfer halten und den „anderen" keinen Triumph gönnen.

Brita hatte wohl bitter gelacht, als sie diesen Gruß vernahm aber dann dachte sie an die Frau Silving, die ja dieselbe Not durchmachen müsse, was ihr als Frau aus altem finnländischen Adel, die wortlos und ohne Vorwurf ihrem Mann auf jedem Schritt seines so sonderbar verworrenen Lebens gefolgt war, sicher sehr schwer fallen mußte. Aber wenn Frau Silving ihr sagen ließ, sie solle „sich tapfer halten und den anderen keinen Triumph gönnen", dann hielt sie sich wohl auch selbst tapfer, und je mehr Brita darüber nachdachte, desto mehr konnte sie sich an diesem Gruß aufrichten, und sie staunte jetzt selbst darüber, welche ungeheure Macht und Kraft aus ein paar wenigen Worten in die Menschen strömen können, wenn die Worte aus dem Munde eines aufrichtigen Freundes kommen, in dessen Leben kein Falsch und kein Fehl ist.

Sergej hatte sogar die Dreistigkeit besessen und sich in einer Wirtschaft zu Pottojev gesetzt, als dieser schon ziemlich viel getrunken hatte, und Sergej hatte versucht, sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er über seinen eigenen Vater schimpfte und seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß er „endlich" tot sei. Aber als er davon angefangen habe, da sei es gewesen, so erzählte Sergej hinterher, als ob Pottojev mit einem Mal ganz nüchtern und klar würde, Pottojev habe mit großen und stechenden Augen auf Sergej gesehen und gesagt: Warum sprichst du mir von deinem Vater, du Laus! Und dann habe Pottojev fürchterlich zu fluchen und zu schimpfen angefangen, er habe aber Sergej durchaus nicht zu schlagen versucht, wie er das sonst zu machen pflege, er sei im Gegenteil, alle hätten das so sonderbar und merkwürdig gefunden, mit seinem Stuhl immer weiter zurückgerückt während seines Fluchens und seines Schimpfens, bis er an den anderen Tisch gestoßen sei mit seinem Stuhl. Von dort habe er in großem Bogen auf Sergej gespuckt, Sergej habe sich natürlich schnell zur Seite gedreht und die Spucke traf einen Arbeiter hinter ihm ins Gesicht und der hätte dann mit Pottojev Krach angefangen und die Gelegenheit habe Sergej benutzt, um zu verschwinden. Aber er hätte nicht das geringste aus Pottojev herausbekommen können, wohin alle deportiert worden seien.

Sergej habe aber noch, so erzählte Natascha und versuchte Brita damit zu trösten, eine Hoffnung, es herauszubekommen. Er kenne einige Leute auf der Post und, so habe wenigstens Sergej gesagt, die müßten doch Briefe der Regierung und der Staatspolitischen Verwaltung in die Lager befördern, da könne man vielleicht herausbekommen, mit welchen Lagern die Regierung in dieser Zeit am häufigsten in Verbindung stehe, so daß man wenigstens einen Anhaltspunkt habe. Das müsse Sergej aber sehr vorsichtig anfangen und das werde er auch tun, er sei wirklich ein geweckter Junge und es sei nur schade, daß seine Gaben keine bessere Verwendung finden könnten.

Ebenso wie über die Grüße der Frau Silving, aber natürlich in einer anderen Weise, freut sich Brita auch darüber, daß dieser Sergej mit diesem Aufwand von Spürsinn und ohne sich durch die Gefahren schrecken zu lassen, die mit seinem Tun verbunden sind, ihr eine Nachricht zu verschaffen sucht, die ihr wirklich eine Erleichterung bedeuten würde. Sie ist jetzt selbst auf sich böse — sie hat nie etwas von diesem Sergej gehalten, er macht einen etwas verwahrlosten Eindruck, und sie hatte oft gedacht, daß sein Herumtreiben am Hafen mehr der Lust an einem schlechten Lebenswandel entspränge. Aber sie hat in der letzten Zeit merken können, daß dies durchaus nicht der Fall ist, sondern daß der Junge dort tatsächlich die einzige Möglichkeit in Petrosavodsk hat, um einige Kopeken zu verdienen, die er dann auch seiner Mutter bringt, mag er sich dann ruhig auch einmal einige Zigaretten oder sogar einmal einen Schnaps davon kaufen. Brita schämt sich jetzt, denn sie weiß ganz genau, daß sie es sowohl Natascha als auch ihm selbst einmal ziemlich deutlich hatte fühlen lassen, daß sie ihn durchaus nicht gern in ihrer Wohnung sehe. Er hatte dort nämlich manchmal seine Mutter abgeholt und ganz gern noch eine Tasse Tee getrunken, bevor er mit ihr aufgebrochen war. Aber seit jenem Mal, da sie ihn ihre Abneigung hatte merken lassen, war er wirklich nicht mehr gekommen —, er hatte sie tatsächlich verstanden. Und dieser Junge, der also immerhin ein sehr ausgeprägtes Feingefühl hat, mag ihm nun auch seine schmierige Mütze noch so schief auf dem Kopf sitzen, ist ihr jetzt durchaus nicht böse, sondern sucht ihr den im Augenblick vielleicht größten Dienst zu erweisen, kommt aber trotzdem nicht selbst, wozu er doch jetzt ein Recht hätte, er könnte Brita dann sogar einen demütigen Blick zuwerfen, denn sie ist doch jetzt gar nichts mehr und es ist doch gefährlich, für sie überhaupt einzutreten — nein, er erzählt immer alles seiner Mutter, sie „möge es der Frau Lundström ausrichten", und dann läßt er gewöhnlich noch hinzufügen: „er werde aber trotzdem sehen, daß er doch noch etwas erreiche."

Brita denkt jetzt oft daran, wie sie das wieder gutmachen könne, was sie ihm angetan, aber sie weiß nicht, wie sie dabei vorgehen soll. Es müßte natürlich gerade ihm gegenüber äußerst zart und behutsam geschehen, vielleicht fällt ihr doch noch etwas ein. Sie weiß aber jetzt, daß sie in Zukunft jeden harten Griff auf die Seele eines Menschen unterlassen wird, mag sie dann lieber einmal eine Enttäuschung oder sogar Unrecht leiden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stuhl fiel vom Himmel.

Ein Histörchen, mitgeteilt von Karl Alexander Prusz.

Im Herbst des Jahres 1804 gerieten die Bewohner des Dorfes St. Gourgon bei Rouen in höchste Aufregung. Denn der jungen Suzan Jacqueminot war eines Nachmittags etwas zugestoßen, das sie zu großen Dingen berufen erscheinen ließ. Als sie nämlich gleich der Jungfrau von Orleans eine Schafherde weidete, erfolgte plötzlich neben ihr ein gewaltiges Rauschen, dann ein harter Schlag. Heftig erschrak die Schöne. Als sie sich erholt hatte und nun näher nachsah, entdeckte sie in dem hin- und herwiegenden Astwerk eines starken Strauches einen aufgerichteten weißen Stuhl.

In frommem Schauer kniete Suzan nieder, doch rief sie auch laut um Hilfe. Nun eilten Hirten und Bauern herbei, schauten wie versteinert auf das Wunder, rissen ihre Zipfelmützen von den Köpfen und knieten gleichfalls betend nieder.

Was hatte dieser zweifellos vom Himmel gefallene Stuhl zu bedeuten? Und warum begnadete dieses Mirakel just die Jungfrau Suzan Jacqueminot?

Man holte den Pfarrer, einen aufgeklärten Mann. Auf dessen Aufforderung wagten es endlich einige beherzte „Freigeister", den Stuhl aus dem Gebüsch zu nehmen. Wahrhaftig, der Strauch geriet dabei nicht in Flammen, wie die abergläubischen Leute annahmen, auch der Stuhl ließ sich ohne Gegenwehr die Berührung durch menschliche Hände gefallen!

Der Ortstischler, der das Gerät sachverständig untersuchte, gab sein Urteil dahin ab: „Es ist von Birkenholz, aber eine verdammt schlechte Arbeit macht man da oben."

Vor Entsetzen bekreuzigten sich die Frommen und brachten den Stuhl im feierlichen Zuge zur Kirche. Fortan wurde das Gotteshaus nicht leer von andächtigen Betern, die herbeieilten, um das Wunder zu sehen. Der Pfarrer, der das Treiben der Leute doch nicht hindern konnte, ließ ihm seinen Lauf.

Suzan wurde mit Geschenken überhäuft, ja, eine wohlhabende Witwe nahm das „gottbegnadete, weil schon auf Erden mit einem Himmelssitze bedachte" Mädchen an Kindesstatt an — auch Heiratsanträge erhielt Suzan einen um den anderen.

Vierzehn Tage hindurch nahm die Aufregung eher zu als ab — da war eines schönen Morgens der Stuhl wieder spurlos verschwunden.

Neues Staunen — neues Raunen! Er schien in den Himmel zurückgekehrt zu sein, nachdem er seine irdische Sendung, deren Zweck freilich noch keinem klar geworden, erfüllt hatte.

Erst viele, viele Jahre später, als über Glück und Ende des gewaltigen Kaisers Napoleon und dem großen Leid, das die verlustreichen Feldzüge des Korsen auch über das Dorf St. Gourgon gebracht hatten, niemand mehr an den vom Himmel gefallenen Stuhl dachte, erhielten die Bauern von ihrem Pfarer Aufklärung über Herkunft und Verbleib des Gerätes.

Am Abend vor dem Verschwinden der Himmelsgabe hatte der Geistliche die neuesten Zeitungen erhalten und darin folgende Notiz gefunden: „Am 16. September, vormittags 9 Uhr 40 Minuten, trat der große Naturforscher Herr Gay-Lussac seine zweite Luftfahrt an. Er erreichte dabei die Höhe von 7000 Fuß über der Meeresfläche, höher als jemals ein Mensch gelangte. Er wollte versuchen, in eine noch höhere Luftschicht einzudringen, und entledigte sich daher des gesamten Ballastes der Gondel bis auf die physikalischen Instrumente. Zuletzt warf er sogar noch einen hölzernen Stuhl, der ihm zum Sitz diente, hinaus. Allein der Ballon wollte sich trotzdem nicht mehr heben, und so landete er um 3 Uhr 45 Minuten zwischen Dieppe und Rouen."

Als der gute Pfarrer dies gelesen, stellte er ein Holzbeil zurecht und holte im Dunkel der Nacht den Stuhl aus der Kirche. Bald darauf brannte ein lustiges Feuer in seinem Kamin. Doch kannte er seine Gemeinde zu gut und erzählte ihr erst nach langen Jahren, warum er den himmlischen Stuhl verbrannt hatte.

Nunmehr sagten die Bauern zwar: „Ja, ja, Herr Pfarrer, so ist es!" Aber wie das meist zu sein pflegt — sie glaubten ihm kein Wort, sondern nun erst recht an das Wunder vom himmlischen Stuhl.

Und die kleine Schäferin Suzan behielt, obschon sie längst verheiratet und Mutter eines halben Dutzends ungewaschener Rangen war, bis in ihr hohes Alter den Zunamen „die Jungfrau vom Stuhle".

Der kameradschaftliche Kuß.

Erzählung von Georg W. Pijet.

Schon den dritten Tag hockte Helmut Kersten nun schon über dieser entsetzlichen Bilanz, zu der keiner der gebräuchlichen Lösungsschlüssel paßte, die erfahrene Buchhalter anzuwenden pflegen. Unüberbrückbar klaffte das Loch und richtete seine Augenschlitze auf den Buchhalter, der nervös zwischen den Zahlen und seinen Haarsträhnen herumfuhr. Der junge Mann wurde blaß und fahrig und von einer Unzugänglichkeit, die vor allem seine nächsten Kollegen verspürten. Kein vernünftiges Wort konnte man mit ihm reden. Er versagte sich jede Pause und vergaß über seinen Zahlen selbst die Frühstücksbrote.

Als auch am Ende des dritten Tages die Differenz noch nicht überbrückt war, brach der Buchhalter über seinem Kontobuch zusammen. Die Gesichter der Kollegen ringsum drangen wie häßliche Zahlen auf ihn ein. War das Schadenfreude in ihren Gesichtern? Mißtrauisch verkroch er sich davor.

Es ist Feierabend. Geräuschvoll nimmt man Abschied von den Büchern und untereinander. Die Tische leeren sich. Glücklich schreiten die Menschen in ihr Privatleben hinein, jeder dorthin, wo das Glück ihn erwartet. Auf Kersten wartet nichts.

„Wollen Sie heute wieder länger bleiben, Herr Kersten?" fragt eine Mädelstimme fürsorglich über den Tisch hinweg. Der Buchhalter zieht ein unwilliges Gesicht und blickt nicht auf. „Ich muß!" poltert er finster.

„Sie werden es ja heute doch nicht finden. So abgespannt wie Sie sind. Sie sollten Feierabend machen und einmal richtig ausschlafen. Sie machen sich ja tot!" kanzelt das Mädel ihn herunter. Das zwingt den Buchhalter aufzublicken. „Machen Sie vielleicht die Inventur?" möchte er ihr an den Kopf werfen. Der vorwurfsvolle Blick des Mädels bringt ihn in Verwirrung. Achselzuckend blickt er weg. „Was soll ich denn machen?" klagt er. — „Packen Sie heute ein und gehen Sie nach Hause! Morgen früh sind Sie ganz frisch", rät sie ihm mit einer Bestimmtheit, der er folgsam nachkommt. Er schließt müde seine Augen und wischt sich übers Gesicht. Wie recht sie doch hat, denkt er.

„Zugeklappt das Buch!" bestimmt sie. Helmuts Ohren erreicht nur ein dumpfer Knall. Der dicke Kontowälzer ist zugeflogen. Begraben liegen die Zahlen. Kersten wagt wieder aufzublicken. Nun ist sein Blick frei für die anderen Dinge des Lebens. Da ist zum Beispiel die kleine Kollegin Ilse Stein, die soeben energisch Feierabend geboten hat „Fräulein Stein!" nennt er sie nur. Sie reden nur geschäftliche Sachen und sagen „Guten Morgen!" und „Guten Abend!" zueinander. Sie trägt eine blaue oder eine grüne Bluse und schaut oftmals ernst und bleich, ein andermal wieder heiter und aufgeräumt aus. In den Pausen vertieft sie sich meistens in schöne Bücher, deren Inhalt ihrem Gesicht einen feinen Glanz geben, so daß es fast schön wird, obwohl Ilse Stein durchaus keine Schönheit ist.

„Schlafen Sie nur gut aus! Das wird Ihnen bestimmt wohltun!" wünscht sie ihm. Und spitzbübisch setzt sie hinzu: „Vielleicht finden die Heinzelmännchen den Fehler." Dem Buchhalter tut es wohl, in ihre Augen sehen zu können. Vergnügt reicht er der Kollegin die Hand — es ist das erste Mal.

Helmut kann es sich nicht mehr verhehlen: eine angenehme Ruhe und stille Heiterkeit geleiten ihn durch den Abend. Sogar der Lautsprechermusik von nebenan vermag er hingegeben zu lauschen Wie angenehm alles ist .... überlegt Helmut und denkt dabei an Ilse Stein. Und er wundert sich seiner merkwürdigen Wandlung.

Erst am Morgen ist wieder das bedrückende Gefühl da, als sein Blick die Zahlenkolonnen streift und er in ein klaffendes Loch starrt . . .

Hilfesuchend springen seine Augen zu Ilses Platz herüber, aber sie ist noch nicht im Hause. Mißmutig greift er nach Zettel und Bleistift und lehnt sich über die Zahlen. Eine Weile betrachtet er sie mit sonderbarer Starre im Blick. Dann fliegt sein Kopf herum. Seine Blicke überspringen Bücher und Zahlen, Regale, Kollegengesichter. Eilig flattern sie auf die Ausgangstür zu, durch die gerade ruhig und einfach Ilse tritt. Helmut fährt hoch.

Der Stuhl wankt, kracht um. Da steht der Buchhalter schon bei dem Mädel und stößt einen jubelnden Freudenschrei aus. Einfach steht sie vor ihm — einfach und kameradschaftlich. In wilder Hast ergreift er ihre Hände und drückt sie, ohne zu merken, daß er ihr wehtut. Aber das spürt heute selbst das Mädel nicht. Der Überschwang der Freude fliegt auf sie über. Wie Funken entzündet sie die ganze Umgebung. Seine Hände greifen nach Ilsens Gesicht. Sie umfassen es — aufjubelnd. Plötzlich drückt Helmut der Kollegin einen heftigen Kuß auf die Stirn. Beinahe wäre er mit ihr wohl noch durch den Bureauraum gesegelt, wenn nicht im gleichen Augenblick der Chef eingetreten wäre.

„Was ist denn hier los?“ fragt er überrascht. Seine vorwurfsvollen Brillengläser beleuchten die Szene.

„Die Bilanz stimmt!“ gellt es dem jungen Mann in ungewöhnlicher Lautstärke von seinen Lippen und aus seinem Herzen. Und strahlt dazu wie ein frisch entzündeter Lampion. Darüber muß nun auch der Chef schmunzeln, und die ganze Kollegenschaft bricht in ein Gelächter aus, das reinigend die trübe Inventurstimmung löst.

Das bringt nun den sieghaften Buchhalter in eine plötzliche Verlegenheit. Er besinnt sich schamvoll und verbeugt sich entschuldigend vor Fräulein Stein: „Da hab' ich ja in meiner Freude was Schönes angerichtet.“ Nun muß Ilse Stein kräftig herauslachen. „Ich bin Ihnen nicht böse darum. Es war doch gewissermaßen ein kameradschaftlicher Kuß“, schmunzelt sie vergnügt. Helmut beugt sich etwas gegen Fräulein Ilse vor und flüstert ihr zu: „Nun tut es mir fast leid, daß es nicht Ihr Mund gewesen ist, Fräulein Stein . . .“ Drohend erhebt Ilse den Finger. „Sie!“

Mit aller Vorsicht flüstert er ihr über den Tisch hinweg zu: „Fräulein Ilse, da habe ich noch so eine Bilanz, mit der ich allein nicht ins reine komme. Wollen Sie mir helfen, Fräulein Ilse?“ — Sie lächelt. „Ich will mir's mal anschauen, aber . . .“, erwidert sie leise.

„Reden wir heute abend darüber!“ wirft ihr Helmut schnell über den Tisch zu, denn eben wateten wieder die knarrenden Schuhe des Chefs durch den Raum.

Begegnung auf der Landstraße.

Kleine Geschichte von **Bruno Manuel.**

Belgien ist nicht umsonst ein Paradies für Tramps. Es gibt dort viele freundliche Automobilisten, die einen von der Landstraße auflesen, wenn man nur einigermaßen glaubhaft in den Knien zittert.

Jean, der schon die ganze Länge seines Lebens auf den Beinen ist und den es zur Abwechslung einmal an die flandrische Küste trieb, hat auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine großartige Bekanntschaft gemacht.

Seine vortrefflichen Beine trugen ihn gerade gen Mecheln, wo die berühmte Kathedrale steht und wo es auch die schweren flandrischen Weine gibt. Jean war mit allen möglichen Beschwerden behaftet, vor allem mit durchgelaufenen Füßen. Außerdem regnete es seit dem frühen Morgen andauernd. Glücklicherweise besaßen Jeans Schuhe so viel Notausgänge, daß das Wasser, das oben reinlief, unten bequem wieder abfließen konnte.

Jean bewegte sich auf einer der wenigen Straßen von ganz Belgien, die nicht tadellos in Schuß sind. Weshalb sie von den Automobilisten begreiflicherweise gemieden werden.

Plötzlich kam aber doch eines dahergebraust. Und wie das bei schlechtem Wetter ist, bewarf es Jean mit einer Fuhre Dreck. Dreck gibt selbst einem Mann wie Jean kein gehobenes Aussehen. Also darf man es nicht übelnehmen, wenn ein brauchbarer Fluch dem Gehege seiner Zähne entwich. Ich weiß nicht, wieviel Kilowatt dieser Fluch hatte. Jean verweigerte darüber jegliche Auskunft. Aber von welcher Kapazität er auch gewesen sein mag, das Auto stoppte auf der Stelle. Als Jean sich mühsam an den Wagen herangezittert hatte, sah er zu seinem Entsetzen einen militärischen Chauffeur am Volant und in den taubengrauen Polstern einen jungen Offizier, schlank, würdevoll und mit beneidenswerter Ordensschnalle.

Jean stammelte irgendein paar Worte der Entschuldigung, weil er vielleicht die belgische Wehrmacht beleidigt haben könnte. Und drückte sich dann seitwärts in die Büsche. Eine militärische Bekanntschaft widerstrebte seinen Wünschen ganz außerordentlich.

Der Offizier, der darauf nicht gefaßt war und der durchaus ein edles Werk zu tun gedachte, rief Jean zurück und fragte mit einem Blick auf seine klaffenden Sohlen: „Wohin wollen Sie denn? Kann man Sie nicht vielleicht ein Stück mitnehmen?“ — „Können schon“, hauchte Jean und ließ den Namen Mecheln fallen, worauf die Tür gleich einladend aufsprang und Jean die Worte „dann kommen Sie nur rein!“ hörte.

Jean sank nur ungern in die taubengrauen Polster, faßte aber bald Vertrauen zur belgischen Wehrmacht. Die belgische Wehrmacht begann mit ihm ein Gespräch, das sich hauptsächlich um die soziale Lage der Landstreicher drehte und in dem entschiedenen Verlangen nach Besserung gipfelte. Worauf Jean dem Gespräch kollegiale Formen verlieh und zur belgischen Wehrmacht ein ums andere mal „Mein Bester“ sagte.

So kam man schnell zu den Türmen von Mecheln. Dort drückte die belgische Wehrmacht Jean recht herzlich die Hand und wünschte ihm ein gutes Fortkommen. Jean wünschte der belgischen Wehrmacht ein gleiches, winkte ihr mit einer jovialen Geste nach und rief: „Hauptsache, Sie halten Wort. Alles andere findet sich von selbst, mein Bester!“

Ein Herr trat aus dem Schatten eines Torwegs, zog tief den Hut, machte ein in jeder Beziehung erstauntes Gesicht und fragte Jean: „Sagen Sie mal, sind Sie schon lange mit dem König der Belgier befreundet?“



Lustige Ecke



Im Zweifel.



„Sind Sie auch sicher, daß es die Tochter des Gefängnisdirektors war?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., Bromberg.